

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Frühling.

Von Bodemühl, Drevenack.

Graumildwehende Luft, grünennde Knospen an den Beerensträuchern, braune Scholle mit dem starken Erdgeruch, ein Pfirsichreis im Strauß der Maitägchen und Haselnüsse in der Wohnstube — und schon Osterblumen, gelbe Narzissen, Krokus, Primel hier und da: Frühling!

Gewiß: Für den Bauer ist's wohl doch nicht so die bewußte Anteilnahme, die Überraschung des ersten warmen hellen Sonnenmorgens wie für uns. Nur wenn die Feldpostbriefe kommen mit den Nachrichten des verwüsteten Frankreichs, des ungepflegten Blütenbegehrens des französischen Frühlings, dann gibt's doch eine kurze Arbeitsstille:

Daß wir so können den Frühling wirken lassen. Daß keine fremde Hand unsere Blüten rauft, unsere Beete und Felder zertritt . . .

Heimat, Heimat. Wir wußten nicht, daß soviel Innerlichkeit in dem Worte liegt. Unser Land. Unser Gut. Das, was „unser“ ist . . . Und daß unsere Kinder nun im Garten Frühlingslieder singen.

Wir arbeiten bewußter. Es ist nicht alles mehr so selbstverständlich. Wir empfinden den Dank, daß wir arbeiten können und daß unsere Arbeit uns satt macht. Daß unsere Arbeit unsere Familie, unser Land erhält.

Der Krieg macht uns bewußter und weckt die Seele der Arbeit in uns. Vielleicht, daß die auch noch nächstes Jahr und lange noch lebendig bleibt

Und wenn die Feldpostbriefe kommen: „Es ist gut, daß Ihr alles ohne mich in Ordnung haltet“ — und was sie nur denken und nicht schreiben: „Wenn's mich treffen soll: Ihr haltet durch und könnt's auch ohne mich. Das beruhigt mich so.“ —

Und was wir denken nun im hoffnungsweichumwärmten Frühling: Wenn aus all den Blüten Früchte werden — ach, daß wir sie gemeinsam wieder pflücken könnten!

Frühling. Frühling der bewußten seelenvolleren Arbeit Frühling mildweich in unsern Seelen tauend. Frühling so hoffnungstief im bewußten Erleben des Krieges. Heimat. Vaterland — was wird aus dir blühen und reifen im Sommer und Herbst?

Frühling — Frühling — des Karfreitags nebelblaue Blüte hat sich ausgeweint. Die glühende Ostersonne ging rot hervor aus der Nacht der Wolfenberge und scheint leuchtend über des Vaterlandes feuchte Frühlingsbreite. Und weiß und rot hat sich das Land gesegnet nun mit Blüten und wartet blauen Pfingsttags wunderbarer Glückerfüllung . . .

Ja das Leben geht so immer seinen Weg. Noch wölbt der Regenbogen sich weit übers Land — Samen und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht, — im ewigen Gleichmaß immerfort.

In den Keimen wirkt des neuen Lebens Kraft. Gott ist größer noch als der Krieg. Gott vollzieht sich im ewigen Gleichmaß trotz aller Veränderung seiner Erscheinung.

Das ist der Seele transzendente wunderbare Kraft: Der Seele Glaube, der ihr eignes tiefes Sein und Leben ist.

Wir leben einen tiefen selgen Frühling. In unsrer Seele war ein Auferstehen.

Doch das Liebste ist so eng bei uns, in unsrer Sorge:

Still, still — im Garten flüstern tausend Blütenseelen — was werden wird? — O, ja, die Früchte wollen alle wir gemeinsam pflücken, die Früchte dieses tiefbewußten Frühlings. Hörst du es, mein Volk?

Schuttabladen verboten!

Von Joh. Zauber.

Es hat sich einmal jemand ein kleines Wiesengrundstück gekauft, nach rückwärts angrenzend an den Wald, nach vornezu frei gelegen, mit dem Ausblick auf die Berge. Darauf hat er sich dann ein kleines Haus gezimmert; nicht ein Einfamilien-, sondern eigentlich ein Einmenschchen-Haus, denn er wollte von Zeit zu Zeit hier draußen in der Natur für sich allein sein. Ringsherum legte er dann einen Garten an und neben die Haustüre stellte er eine Bank, damit er abends da sitzen könne, wenn er von der Gartenarbeit ausruhen wollte. Als alles fertig war, sah er, daß es gut war, setzte sich auf die Hausbank, rauchte seine Pfeife und schaute in die Abendlandschaft vor sich hinaus. Dabei hatte er seine stillvergnügten Gedanken, denn er war ein wenig Philosoph, wie so manche von denen, welche die ruhige, beschauliche Pfeife der tändelnden, nervösen Zigarette vorziehen. Grad so zufrieden, dent ich mir, muß der liebe Gott im Paradies gewesen sein, als er sich seine Welt erschaffen hatte. Aber wie's dem lieben Gott erging, so erging es auch diesem Philosophen; es fiel ihm nämlich ein, daß er noch etwas vergessen hatte in seinem Paradies. Das war zwar keine Eva, sondern ganz etwas anderes.

Nächsten Tages nahm er ein Brett, das hinter der Hauswand lehnte, hobelte es glatt ab, strich es weiß an und malte darauf in deutlichen Buchstaben die Aufschrift: „Schuttabladen verboten!“ Dann befestigte er das Brett über dem Garteneingang. Eine etwas sonderbare Aufschrift für einen Eingang; aber es war eben auch ein Sonderling; und dann dünkte ihn dieses Verbot doch noch milder, als wenn er zum Beispiel geschrieben hätte: „Wetteln und Hausieren verboten!“, „Vor dem Hund wird gewarnt!“ oder: „Legbüchsen!“

Manche Woche hindurch lebte er nun dahin in seiner Einsamkeit, arbeitete des Tages in Haus und Garten, erging sich im Walde und hielt Feierstunde des Abends auf der Hausbank. Wenn er da so saß, kam es ihm vor wie im Theater. Langsam hob sich der Dunst des Tages wie ein Theatervorhang; wie Kulissen traten die Berge heraus, und wenn es ganz klar wurde, dann konnte er sogar hie und da eine Almhütte entdecken oder ein Kreuz auf einem Gipfel blitzen sehen. Bis dann spät abends der schwere, eiserne Vorhang der Nacht heruntergesenkt wurde.

Es dauerte nicht lange, so hatte den Sonderling einer seiner guten Bekannten aus der Stadt aufgestöbert, war höchst verwundert über die Idee, sich da so mutterseelenallein herauszusetzen, und über die noch sonderbarere Aufschrift am Eingang. Im übrigen ließ er sich's aber sehr wohl sein und schüttelte unserm Einsiedler eine Menge Neuigkeiten und Stadtgerede in Haus und Garten. Und als er ging, versprach er ihm, ein wenig Gesellschaft herauszuschicken.

„Ein wenig verrückt bist du ja immer schon gewesen; jetzt hast du, scheint's, den Höhepunkt erreicht. Na ich will mal ein bißchen Leben in deine Bude schicken!“ Aber der Sonderling antwortete nur: „Ich fühle mich so glücklich bei meiner Verrücktheit, — so will ich weiter verrückt sein“. Er war eben vom Geschlechte der Michel Angelos, der, als man ihn fragte, ob er sich denn nicht einsam fühle, wenn er soviel allein sei, antwortete: „Ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin“. Aus seiner Phantasie heraus schuf er sich eine Welt um sich herum.

Der gute Bekannte tat drinnen in der Stadt sein Bestes, um das famose Einmenschchenhaus bekannt zu machen. So wanderte bald der eine, bald der andere zu dem Sonderling hinaus; bald kamen mehrere; Sonntags dann mit Weib und Kind. Und allen gefiel es; so auf ein paar Stunden oder ein paar Tage, meinten sie, wäre es ganz hübsch hier draußen. Sie breiteten

die Bodenmäntel auf seinem Rasen aus, um sich daraufzulegen; sie wuschen sich an seinem Brunnen den Stadtstaub ab; sie brachten eine Menge Klatfch und Kleinkram mit heraus und entleerten es in Haus und Garten. Sie fühlten sich äußerst wohl dabei; ja manche von den jüngeren und auch älteren Damen meinte, in dem Einmenschenshaus sei eigentlich ganz gut Platz für zwei Menschen. Sie führten dabei mit Vorliebe das Wort Schillers an: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“. Aber der, dem das Einmenschenshaus gehörte, war nicht literarisch gebildet und sagte, er kenne das Gedicht nicht. Oder er war zuzeiten schwerhörig, grad wie der liebe Gott es auch oft ist gegen manche unserer Bitten. Er war eben, trotz seiner sonstigen Herrgottsähnlichkeit, doch in gewissen Punkten ein geriebener Kerl, der sich nicht fangen ließ.

Wenn die Besucher fortgingen, so fiel meistens beim Abschied ihr Blick noch einmal auf die Inschrift über der Gartentüre; sie hatten sie zwar beim Ankommen auch gelesen, aber ganz vergessen, sich darüber lustig zu machen, weil sie so geladen waren mit eigenem Gesprächsstoff, den sie doch hier abladen wollten.

„Also auf Wiedersehn! — Ja, da hab ich ganz vergessen, dich wegen der verrückten Aufschrift da über der Tür zu fragen. Was meinst du eigentlich damit? Es wird doch keinem Menschen einfallen, da seinen Schutt abladen zu wollen!“ — Aber der, den sie fragten, zuckte nur mit den Achseln, nahm nicht einmal die Peise aus dem Mund zu einer Antwort. „Na also, das kannst du uns ja das nächstemal erklären. Wir sehen uns ja doch bald wieder. Wir kommen schon wieder, damit du nicht versauerst da herausen“. Und so zogen sie ab.

Aber mit dem Versauern hatte es keine Gefahr. Denn nach solchen Besuchen hatte unser Sonderling jedesmal zu tun.

Er begann mit den Aufräumungsarbeiten. Er nannte es für sich die „Hausunratabfuhr“, denn er mußte alle den Klatfch wieder abführen, all den Lärm, von dem seine Idylle dröhnte, wieder verhallen lassen. Seine innern Beete sozusagen waren verschüttet, seine inneren Wege mußte er wieder neu anlegen.

Aber an die „Hausunratabfuhr“ schloß sich unmittelbar die „Müllverwertung“ an.

Wer je in Puchheim, der Müllverwertungsstätte, zu tun hatte, der weiß, was für Schätze im Hausunrat sich manchmal finden. Früher, als noch nicht alles Gold zur Reichsbank getragen war, traf man da sogar manchmal auf ein verloren gegangenes Goldstück. Oft finden sich Schmuckfachen oder sonstige Wertfachen.

So ging es auch dem stillen Philosophen. Er fand hier und da ein Stüchchen Gold: sei's ein frohes, oft so originelles Geplauder eines Kindes, — „o du Kindermund, o du Kindermund, unbewußter Weisheit kund“. . . sei's ein Wort eines enfant terrible — ich weiß leider keine passende Übersetzung dafür —, ein solches oft so verlegen machendes Wort, das ihn dann lachen machte. Manchmal grub er aus dem Schutt auch ein ernstes Gespräch mit einem Freund wieder aus. Oder es war Gram und Leid, was einer aus der Stadt bei ihm ausgeschüttet hatte; das rechnete er auch zum Gold und verarbeitete es innerlich.

Aber das andere alles, was wertlos war, das trug er fort auf die Landstraße, wo es zertreten ward und wo die Lastwagen darübergingen.

Mit der Zeit aber ward der Sonderling doch des vielen Schuttes, der da, trotz der Aufschrift am Eingang, so oft bei ihm abgeladen wurde, müde. Er sperrte die Hütte zu und zog fort.

Der Garten verwilderte und die Inschrift ward von den wilden Rosen überwuchert, so daß sie niemand mehr sah. Es fiel auch niemand mehr ein, seinen Schutt hier abzuladen.

Auf meinen Spaziergängen außerhalb der Stadt treffe ich oft auf solche Warnungstafeln: „Schutt abladen verboten!“ Und da muß ich immer wieder an das stille Einmenschens-Haus mit dem sauberen Garten denken, und wie es so gut wäre, wenn wir diese Aufschrift auch in der Stadt an unserer Wohnungstür anbringen könnten, so wie man hinschreibt: „Bitte, Füße abstreifen!“ Aber es verstünde es doch wohl niemand. Und so müssen wir halt auch versuchen, das etwaige Gold aus dem Schutt herauszufinden und zu verwerten, und das Wertlose so schnell als möglich zu vergessen.

Die Karwoche im Volksaberglauben.

Wie um so vieles, hat die Volksphantasie auch um die Karwoche, stille oder Leidenswoche, auch Marterwoche genannt, ihre Gewebe gesponnen. Staat und Kirche haben versucht, den Schleier zu zerreißen, doch sind ihre in dieser Hinsicht angestellten Bemühungen von keinem Erfolg begleitet gewesen. Es ist ja eine alte Erfahrungstatsache daß das, was sich einmal im Her-

zen des Volkes niedergeschlagen hat, sich nicht mehr so schnell entfernen läßt. Im folgenden soll nun einiges von dem Volksglauben dargetan werden, der sich an die Karwoche knüpft.

Da in der Karwoche Christus den blutigen Kreuzestod auf Kalvarias Höhen erdulden mußte, so bekehrt die Passionswoche nach dem Volksglauben Unglück. Wer daher in diesem Zeitabschnitt etwas von Bedeutung in die Wege leitet und beginnt, kann sich versichert halten, daß ihm das mißglückt. So darf man in Schlesien nicht das geringste ausleihen, weil mit dem Entleiher das Glück von dannen zieht; in Oldenburg darf man nicht weben, zimmern, hobeln, schmieden; im Erzgebirge darf man nicht spinnen, nicht aus dem Dienst gehen, die Wohnung ändern, Mist fahren, nicht waschen und dergleichen mehr.

Beginnen wir nun mit dem Palmsonntag, an dem die Kirche Palmen weicht und mancherorts Prozessionen veranstaltet zum Angehen an den Einzug des Heilandes in Jerusalem, so weisen die Bräuche, die sich an diesen Tag anschließen, auf heidnische Sitten hin. Im Bayerischen Wald wird für jedes Zimmer ein Palmbusch geweiht; wenn nun ein Gewitter im Anzuge ist, so verwandelt man einen Teil davon in Asche und ist der Meinung, den Blitz dadurch vom Hause abzuhalten. In Schlesien gibt man den Palmen einen Platz am Fenster bei heranziehendem Gewitter. Man steckt sie an die Ränder der Felder, um sie vor Hagel- und Ungewitterschäden und vor Mäusefraß zu schützen. Wenn in Tirol und Kärnten Feuer ausgebrochen ist, so will man sein Hab und Gut durch die Palmen gerettet wissen. In Tirol und Schlesien verschlucken viele die „Käpchen“ und glauben, dadurch vor Halschmerzen, Zahnweh und Fieber bewahrt zu bleiben. In manchen Gegenden kennt man auch den Palmeisel. Wer an seinem Schwanz riebt, vertreibt den Handschweiß; wer an ihm zog, dessen Seele war maffellos.

Eine alte Bauernregel sagt: Palmsonntag hell und klar, bedeutet gutes Jahr. Schneit's am Palmsonntag in die Palmen, schneit's später in die Garben. Der „krumme Mittwoch“ bringt Unheil. So traut man sich nicht in Südtirol, eine Rebe zu fügen, weil sich Judas an diesem Tage an einer Rebe erhängt habe.

Wie ein fernes Eiland dem auf den Wogen des Meeres dahingeworfenen Schiffer das Licht der Hoffnung auf Rettung wieder erflimmern läßt, gerade so senkt der Gründonnerstag einen Lichtstrahl in die tiefste Karwoche. An diesem Tage wird so viel gesät als nur möglich, denn alles gedeiht wohl. In Baden erhalten die Blumen, deren Samen man an diesem Tage dem Erdbreich anvertraut hat, ganz besonders prächtige Farben. Auch den an diesem Tage gelegten Eiern wohnt eine ganz eigenartige Kraft inne. In Hessen schützen sie vor Feuergefähr, in Schwaben bewahren sie vor Bruch und anderen Leiden. In Bayern, Westfalen, Sachsen und Schlesien ist man an diesem Tage etwas Grünes, wie Schnittlauch, um die Gesundheit stets bei sich zu sehen.

Daß der Gründonnerstag im Volksglauben glückbringend, das leitet sich wohl daher, daß an diesem Tage das Sakrament des Altars eingelegt wurde. Da nun am Karfreitag Christus am Marterholz auf Kalvarias Höhen sein Herzblut für die sündige Menschheit verspritzen mußte, so ist dieser Tag selbstverständlich im Volksglauben der Verkünder vielen Unheils. An diesem Tage zur Welt geborene Kinder erhängen sich, an diesem Tage geworfene Kälber bleiben im Wachstum zurück. Die Hegen sollen an diesem Tage die größte Macht ausüben können. Man darf nichts von der Straße aufnehmen, da es vielleicht eine Hexe verloren haben könnte. Es liegt daher die Gefahr nahe, in den Pann der bösgesinnten Geister zu kommen. So macht der Hausvater in vielen Gegenden aus Furcht, die Hegen könnten ihm Schaden zufügen, an alle Türen drei Kreuze mit geweihter Kreide. Wenn nun die Geister das Kreuz sehen, so wenden sie sich eiligst zur Flucht. Die Kinder dürfen an diesem Tage im Schwabenlande den Familienherd nicht verlassen. Der Karfreitag ist der Termin, an dem man das Ungeziefer aus dem Hause fliehen machen kann. Man muß nur das ganze Haus rückwärts gehend auslegen und den erhaltenen Rehrich auf den Kreuzweg schütten. Dabei macht man der Mutter Sonne einige Komplimente und spricht einige Formeln im Namen der Dreieinigkeit her. Wer nun zuerst die Stelle betritt, in dessen Haus hält das Ungeziefer im künftigen Jahre seinen Einzug. Auch die Krankheiten, deren Ursache man ehemals in der bösen Gesinnung von persönlichen Wesen sehen wollte, soll man durch Vornahme verschiedener Zeremonien bannen können. In vielen Orten verteilt die Kirche das ungeäuerte Brot, das Karfreitagsbrot. In England zerreibt man dieses Brot zu einer Art Pulver, das dann in allen möglichen Krankheitsfällen eine brauchbare Medizin abgibt. In Bayern babet man sich im Flusse vor Sonnenaufgang und ist durch dieses Verfahren vor Krätze,

überhaupt vor jedem Ausschlag der Haut gezeit. An anderen Orten kamm man sich um die Geisterhunde die Haare aus; der Rauch der verbrannten ausgefallenen Haare bewahrt vor Zahnbeschwerden, wenn man ihn einatmet. In Hirschberg kann man sich vor Kreuzschmerzen schützen, wenn man ein Ei genießt. Auch nimmt man an, daß man einen üppigen Haarwuchs sein eigen nennen kann, wenn man an diesem Tage sein Haar schneiden läßt. Daß man allen diesen Sachen keinen Glauben beimessen darf und kann, erhellt zur Genüge aus dem Umstand, daß in Buschdorf gegen am Karfreitag ein glückliches Jahr bedeutet, jedoch im gleichfalls lothringischen Mittelbronn Regen das ganze Jahr. — Karl Wipfel.

Der Wald im Volksleben und Volksglauben der Vorzeit und Gegenwart.

Von Rudolf Ries.

(Schluß.)

I. Der Zauber des altgermanischen Waldes.

Die Kirche hat dieses Verweben des altdeutschen Heidentums mit dem Christentum mitverschuldet, aber — zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt — sie befand sich in einer Notlage. Sie konnte die bisher verehrten Götter gar nicht so ohne weiteres als nicht vorhanden abtun — das mag wohl vielfach auch versucht worden sein, wenn auch sicherlich mit geringem Erfolg — sie war genötigt, diese als wirkliche, aber dem christlichen Gott entgegengesetzte Mächte zu betrachten. Und wie sie nun einerseits manche der vorhandenen religiösen Vorstellungen auf Christus und die Heiligen übertrug, so versuchte sie andererseits die alten Götter als unheimliche gespenstische und verabscheuungswürdige Wesen zu brandmarken und übertrug die mehr unfreundlichen und furchterregenden Züge aus der altgermanischen Religion auf die kirchliche Lehre von den gottwidrigen Wesen. Besonders die Lehre vom Teufel wurde in dieser Weise nutzbar gemacht und die verschiedenartigsten Züge von Wotan, Donar, den Niesen und anderen mythologischen Gestalten entliehen. Das Volk tat dann noch ein übriges und spann den Teufelsputz in seinen Sagen mehr und mehr aus. Aber sonderbarerweise ist der Teufel des Volksglaubens gar kein so übler Kerl und für den, der ihn zu nehmen weiß, eine recht humorvolle Gestalt; ja, er ist nicht nur ein „dummer“, sondern auch ein „armer“ Teufel, denn er mag tun, was er will, niemals erhält er seinen Lohn, stets wird er geprellt. Unser nassauisches Land ist besonders reich an diesen Teufelsagen, die aber hier, weil sie mit der Waldreligion nicht in unmittelbarer Berührung stehen, nicht weiter angeführt und betrachtet werden können.

Wenn in diesen und ähnlichen Sagen der Volksglaube christlich-kirchliche Vorstellungen mit altheidnischen-germanischen durchdrankt, so wandelt er in anderen noch ganz und gar in den Spuren des altdeutschen Heidentums. Die Volkssage von dem schlafenden Wald im Taunus, den seine Art berühren darf, scheint wenigstens auf einen hlg. Hain hinzuweisen; ebenso die von Erasmus Alberus berichtete Sage vom Bauer und dem Wald. Wieder andere Sagen, wie die von den Wildweibern des Malbergs und der Jungfernbuche im Honig knüpfen sich an die altgermanischen Vorstellungen von den elbischen Waldgeistern, deren wir hier ebenfalls gedenken müssen.

Wie in den geheiligten Hainen und Bäumen die Gottheit wohnte, so hausten nach dem Glauben des Volkes im Walde überhaupt die verschiedensten elbischen Wesen. Meistens sind diese Waldgeister Frauen und heißen Wild- oder Waldweibchen (auch Holz-, Busch-, Moosweibel, Holz- oder Waldfräulein, Buschleute usw.). Die Bäume sind ihre Wohnung, und wenn ein Baum abgehauen wird, so stirbt ein Waldgeist. Oftmals aber hausen sie auch in Höhlen und Felspalten des wilden Waldes. Sie spinnen ihr Garn aus dem Baummoos, der Bartflechte (diese heißt im Westerwald der Hollarzopf, wodurch an die Frau Holle, die göttliche Spinnerin, erinnert wird); sie baden sich mit Tau und trocknen sich mit Waldmoos. Gegen die Menschen sind sie gutmütig, bitten sie um Hilfe und erhalten von ihnen Speise und Trank. Dafür zeigen sie sich dem Menschen dienwillig und schenken ihm nicht selten Gold.

Und wie in der Sage, so klingt auch im Volksmärchen, das ja ein Adoptivkind der Volkssage ist, die mit etwas Gruseln vermischte Liebe für den Wald immer wieder durch. Die Entfaltung des deutschen Volksmärchens in seiner Gesamtheit ist ohne die Romantik des wilden Waldes kaum denkbar.

Auch die deutsche Kunstpoesie, ja die deutsche Kunst überhaupt, behandelt den Wald mit einer Hingabe, Sorgfalt und Liebe, die es zur Gewißheit machen, daß hier geheimnisvolle Saiten des Gemütslebens, die vor unendlich langer Zeit angeschlagen wurden, mitleidigen und unsichtbare Zauberfäden die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen. Der deutsche Wald spielt eben im Gemütsleben seines Volkes eine ganz und gar eigenartige Rolle; der Deutsche und sein Wald sind untrennbar miteinander verbunden; überall in der deutschen Geschichte raunt und raschelt es von seinem Walde. Kein Volk hat den Zauber des Waldes so tief empfunden wie das deutsche, aber auch in keinem anderen hat er eine so nachhaltige Verehrung erfahren wie gerade in diesem. Wenn der Grieche im Anblick seines geliebten Meeres in den Jubel „Thalata, Thalata!“ ausbrach, so erklingt im deutschen Wald mit nicht minder Begeisterung und verhaltener Sehnsucht der deutsche Jubelhymnus: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“

Es ist bezeichnend, daß der alte Germane seine Götter nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen und unter heiligen Bäumen verehrt. Er kennt für seine Götter keine Tempel von Menschenhänden gemacht. Es ist behauptet worden und möchte wohl auch so scheinen, als ob er dafür noch nicht festhaft genug gewesen sei; aber das würde doch nur für die älteste Zeit zutreffen und doch hat er auch in späterer Zeit, als er durch Ackerbau schon längst an festen Wohnsitze gewöhnt war und auf seinen Kriegszügen sicherlich die Tempel anderer Völker wie der Gallier und Römer kennen gelernt hatte, auch auf Tempelbauten verzichtet. Es scheint vielmehr bei dieser Eigenart eine besondere Saite des altdeutschen Gemütslebens zu erklingen, die das Erhabenste nur im erhabensten Raum verehren möchte, und der erhabenste Ort war dem alten Deutschen sein geliebter Wald. Und wenn in den späteren Jahrhunderten der Deutsche, als er schon längst Christ geworden war, seine ehrwürdigen Kirchen und Dome baut, so kommt auch hierbei diese Eigenart, seine Vorliebe für den Wald wieder zum Ausdruck, denn gerade in der deutschen Bauart, in der erhabenen Gotik, bringt er den stimmungsvollen Zauber des deutschen Waldes zur herrlichsten Entfaltung. Man braucht nur in einen altgotischen Dom zu treten, um sich hiervon zu überzeugen. Ein Wald von mächtigen Strebevorstellern wächst vor unseren Augen empor. Stamm reiht sich an Stamm, mit mächtigem Schaft aus der Erde, in der er wurzelt, hervorschießend, sich mehr und mehr verjüngend, strebt er empor, himmelan, und neigt dann in schwindelnder Höhe, Äste und Zweige verwebend, seine Wipfel zusammen. Zierliches Blatt- und Rankenwerk umzieht Weiler und Gewölbe, und gedämpft dringt das farbige Licht durch die Bogenfenster herein, den Raum nur milde durchflutend. Sanfte Lichtreflexe und tiefdunkle Schatten spielen an den Wänden und in den Ecken und schlagen unsere Phantasie nur tiefer in den Zauberbann unsagbarer Gefühle. Es ist das Waldgeheimnis, aber in unendlich gesteigertem und veredeltem Maße.

Ob die alten Meister der Bauhütten den Zauber des Waldes bewußt oder unbewußt in ihre erhabenen Schöpfungen hineingetragen haben, ist dabei belanglos; er ist vorhanden und zu allen Zeiten empfunden worden. Selbst unsere Sprache bringt das zum Ausdruck; wenn wir heute vom „Walddom“ reden, so ist das ein Zurückübersehen alteingewurzelter Vorstellungen und Gefühle, die in diesem Bilde eine Brücke zurück in die Vergangenheit schlagen. Und so darf denn neben den noch fort klingenden Sagen und der durch die Jahrhunderte dahinaufschwebenden Waldpoesie auch die Stimmung der Gotik als ein Nachklang der dahingeschwundenen altdeutschen Waldreligion gelten.

Ostern im deutschen Lied.

Die Osterfreude kommt nirgends zu stärkerem und schönerem Ausdruck als im deutschen Lied, und es ist kein Zufall, daß das älteste der uns überhaupt bekannten geistlichen Volkslieder ein Ostergefang war. Dieses Lied war bereits im 13. Jahrhundert weit verbreitet, und sein Text läßt sich dem Kloster-Neuburger Osterspiel entnehmen, wo nach den alten Berichten zum Schluß der Feier „die ganze Kirche mit schallender hoher Stimme“ und unsäglichlicher Freude jubiliert:

„Christ ist erstanden
Von der Marter allen,
Des sollen wir alle froh sein,
Christ soll unser Trost sein,
Kyrieleis!“

Wär er nit erstanden,
Die Welt, die wär' zergangen;
Seit daß er erstanden ist,
So loben wir den Herrn Jesum Christ.
Kyrieleis! Alleluja!"

Dieser älteste deutsche Ostergesang hat dann viele Umdichtungen und Erweiterungen erfahren! Allmählich regte sich die altgermanische Kreude an dem Kampf des Hölleüberwinders und zum ersten Male hat diesen später so oft beibehaltenen Grundafford der Dichter Sperrvogel, gleichfalls im 13. Jahrhundert, in seinem Gesang angehängt:

"Christ sich zur Marter gab,
Er ließ sich legen in ein Grab,
Das tat er durch die Gottheit;
Damit löst' er die Christenheit
Von der heißen, heißen Hölle.
An dem östlichen Tage,
Da erstand Christus aus dem Grabe:
König aller Kaiser,
Vater aller Waisen.
In die Hölle schien ein Licht:
Da kam er seinen Kindern zum Troste!"

In der weiteren Folge wurden Dichtung und Gefühl des Osterliedes durch den Minnegesang bereichert, eines der schönsten Beispiele hierfür wurde das Osterlied Konrad von Duenfurth aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. In diesem Liede ließ man zum ersten Mal die Natur in den Jubel der Menschen einstimmen, und so wurde „der gute Lenz, des Jahres teuerstes Viertel“ aufgerufen. Abschluß und Krönung der überaus reichen Entwicklung des Osterliedes im Mittelalter bildeten die Osterlieder Martin Luthers. Ein Dichter heiterer Osterlieder war dann Nicolaus Hermann und in der Folge zeigte sich in den Liedern von Johannes Heermann, Paul Gerhardt, Johann Kötling und Andreas Gryphius eine immer persönlichere Färbung. Der Durchbruch des persönlichsten Empfindens, der in den Gedichten des Barock erfolgte, gab auch dem Osterliede des 18. Jahrhunderts den Grundcharakter, um dann in den Gesängen Klopstocks und Gellerts einer ruhigeren Feierlichkeit zu weichen. Starkes Temperament äußerte sich dann in den Osterliedern der „Stürmer und Dränger“, z. B. in dem „Siegeslied am heiligen Osterfeste“ von Schubart:

"Donnernd splittern sie entzwei,
Seines Grabes starke Miegel,
Und ein siegriches Geschrei
Tönet laut von jedem Hügel;
Unsere Mutter Erde lebt
Vor dem Zauchzen! Jesus lebt!
Alte Schlange, krümme dich
Mit zerquetschtem rotem Stamme;
Winde, vor dem Fersentisch,
Deine Kreise nur im Schlamme.
An des Helden Ferse klebt
Blut von dir! — Er lebt! Er lebt!"

Diese naive Realistik dauerte aber nicht allzu lange, ihr folgten vollstänlich schlichte Lieder, die eine besondere dichterische Höhe in den Kirchenliedern des Novalis erreichten. Diese Schlichtheit wurde dann auch von der moderneren Zeit übernommen, besonders charakteristisch z. B. in den ergreifenden Versen Ferdinand von Saars:

"So zum schönsten der Symbole
Wird das frohe Osterfest,
Daß der Mensch sich Glauben hole,
Wenn ihn Mut und Kraft verläßt.
Jedes Herz, das Leid getroffen,
Fühlt von Ahnung sich durchweht,
Daß sein Sehnen und sein Hoffen
Immer wieder aufersteht."

Umschau.

* **Palmsonntag-Volksbräuche.** Der Palmsonntag, den man das „Östern der Blumen“ genannt hat, da er der ersten Karwoche der Freude über den Einzug des Frühlings in der Natur Ausdruck gibt, wurde seit jeher besonders festlich begangen. Frühzeitig werden bereits von den feierlichen Prozessionen berichtet, die am Palmsonntag nach dem Gottesdienst unternommen wurden, im Mittelalter ließ man es sich aber nicht mehr an einen durch das Tragen von Palmenzweigen und durch Gesang charakteri-

stischen Umzug genügen, sondern die mittelalterliche Phantasie wünschte in diesem Zuge auch die Darstellung des Heilandes, dessen Rolle gewöhnlich ein Ministrant übernahm, um, auf dem Esel reitend, den Glanzpunkt des festlichen Zuges zu bilden. Die Schilderung eines derartigen Umzuges in Deutschland fand sich in der aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammenden Lebensbeschreibung des heiligen Ulrichs von Augsburg. Auf Grund dieser Sitte wurde der Palmesel bald eine Lieblingsfigur des germanischen Volksbrauches. Von dem lebenden Tier gmg man zu einem hölzernen über, auf dem sich eine ebenfalls hölzerne Figur befand. Das Ganze wurde auf einem Brett mit vier kleinen Rädern in der Prozession herumgezogen. Es gab zahllose solcher Holzesel in den verschiedenen Teilen Deutschlands, sie gingen aber zum größten Teil unter, viele wurden bei der polizeilichen Abschaffung der Palmsonntagprozessionen gegen Ende des 18. Jahrhunderts vernichtet. Die Kirchen haben aber nachher noch jahrelang solche heilige Palmesel in ihren Dachböden aufbewahrt. Das Germanische Museum hat uns einige dieser Holzdarstellungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Künstlerisch am wertvollsten unter allen diesen Holzfiguren ist der Christus auf dem Palmesel von Müstcher, der den Heiland, mit ausdrucksvoller Geste gütig zu der Menge redend, auf dem langsam einherreitenden Esel zeigt. Auch mit dem Palmbäumen und Palmwedeln hat sich der Volksbrauch viel beschäftigt, nicht selten gab es einen eifrigen Streit darum, wer diesen schönsten und größten Palmbaum hatte, und manchmal wurde der Wettkampf sogar regelrecht mit den Palmwedeln angesetzt. Den geweihten Palmbüschen sprach man besondere Heilskraft zu, und durch Verklüden eines geweihten Blütenläzchens sollte man sich vor Fieber schützen. Als eine große Ehre galt im Mittelalter das Fiebern oder Tragen des heiligen Esels, weshalb gewöhnlich die angesehensten Bürger und Ratsherrn damit betraut wurden. Allmählich kam es zu Auswüchsen, besonders im Rahmen des französischen „Eiselfestes“, bei dem zu Ehren des „Herrn Esels“ eine Messe gelesen und ein lateinischer Hymnus gesungen wurden. Daß derlei Übergriffe auch in Deutschland nachgeahmt wurden, geht aus dem „Karrenschiff“ des Sebastian Brant hervor, wo gegen die „wüsten Kotten, die mit dem Esel durch die Stadt jagen“, gewettert wurde. Der Brauch hielt sich bis ins 18. Jahrhundert, endlich wurde er hauptsächlich infolge der Hirtenbriefe der Kirchenfürsten von Salzburg, Passau, Augsburg, Wien usw. abgeschafft. In Salzburg wurde der Palmesel im Jahre 1782 zum letzten Male in der Prozession geführt, in München verzeichnete man sein letztes Auftreten im Jahre 1800.

* **Seltamer Wildappetit.** Rehe und Rotwild haben oft die sonderbarsten Gelüste. Wie der Jagdzeitschrift „St. Hubertus“ mitgeteilt wird, konnte kürzlich eine alte Hinde beobachtet werden, die einen Papierfetzen aufhob und diesen in trockenem, rauschendem Zustande total aufraß. Ähnlichen Appetit zeigt auch das Rotwild. Das Sonderbarste dabei ist, daß jedesmal die Aufnahme von Papier nur in ganz trockener Zeit stattfand, wo das Papier laut raschelte. Im Schmatal im Erzgebirge kam vor einigen Jahren im Laufe eines Sommers ein Sechserhirsch zweimal an einen Einödsbauhof heran und aßte dort an der vor dem Häuschen zum Bleichen ausgelegten Wäsche herum. Ein andermal hatte es ihm das leinene Kopftuch der Bäuerin angetan, mit dem er davontrabte. In der Mark wurde ein starker Schauler gesehen, der an dem Ruckfack des Jägers herumknagte, den dieser an einen Baum gehangen hatte. Der Hirsch wurde dabei überrascht und abgeschossen. Unter den Bauern im Erzgebirge ist es bekannt, daß das Rotwild die Wildscheuchen abfrisst, wenn sie aus Leinen bestehen. Die Gebirgsbevölkerung trinkt daher die Wildscheuche stets mit Petroleum. Auch Leder aßt das Rotwild mit Vorliebe an. So hatte z. B. ein halbzahmer Hirsch des Forstlehrlings einen Schnürschuh erwischt, mit dem er sich entfernte, als sich ihm der Förster näherte. Der Schuh wurde trotz aller Suche nicht mehr gefunden. Wiederholt nagen Rehe und auch Rotwild den leuchtend roten Fliegenpilz an, ebenso nimmt Rotwild sehr oft die schwarze Wacholderbeere als Nahrung auf. Die roten Beeren des Hirschholunders geben dem Wild im Spätherbst eine willkommene Nahrung. Im Gläper Bergland wurde wiederholt beobachtet, wie Rotwild gierig die dort zwischen lose liegenden Felsstücken häufig wachsende Verberige annimmt. Die kleinen Traubchen dieser roten Beerenfrüchte schmecken sehr säuerlich und werden auch von den Gebirglern als Kompott gern gegessen. Von hervorragender Bedeutung für das Wild ist das Waldbobst, der Holzapfel und die Holzbirne. Wenn der Spätherbst diese Früchte abschüttelt, finden sich stets Rotwild und Rehe ein, welche die abgefallenen Früchte mit besonderer Gier zu sich nehmen. Solche Waldbobstbäume für die Tiere des Waldes zu pflanzen, erscheint daher sehr erwägenswert.